

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Das Schlepptomopol.

Die Nationalliberalen haben im preussischen Abgeordnetenhaus wieder eine Gelegenheit auf die reaktionäre Seite zu fallen, genau wie bei der Schulfrage. Diesmal handelt es sich um den Antrag des Centrums, abgeordnet von Zehnhoff, der bekanntlich das Schlepptomopol der Regierung auf den neuen Kanälen fordert.

Dieser Antrag von ungewöhnlichem taktischen Geschick lautet, geben wir ohne weiteres zu. Wir haben ihn bereits bei seiner Bekanntgabe als die Brücke zwischen der Regierung und den widerstrebenden Agrariern bezeichnet. Es war deshalb auch ganz selbstverständlich, daß die „Kreuzzeitung“ in dem Antrag eine annehmbare Basis für eine Verständigung erblickte. Es war eben selbstverständlich, daß die „Germ.“ erklärte, ein Kanal mit einem Schlepptomopol würde nichts anderes sein als „eine neue Eisenbahnstrecke, die über Wasser geht“, wobei die Beziehungen gegen den Kanal sich nicht mehr aufrechten lassen. Aber was die rechte Seite des Kanals in dem Antrag von Zehnhoff die Lösung des Kanalproblems finden läßt, das muß den liberalen Parteien seine Annahme unmöglich machen. Handelt es sich doch um nichts anderes als um die Handhabe, den Kanal im agrarischen Sinne „unschädlich“ zu machen.

Nicht die Bestimmung über die Tarife der Kanalfrachten in der Hand der Regierung, wird die private Konkurrenz ausgeschlossen, dann ist es ein Leichtes, die Einfuhr fremden Getreides, soweit dabei der Kanal benutzt werden soll, durch hohe Tarife unmöglich zu machen. Ebenso hat es die Regierung in der Hand, einzelne Güter zu hohen oder niedrigen Sätzen zu befördern, je nachdem es in ihre wirtschaftspolitischen Tendenzen paßt. Die staatliche Omnipotenz würde eine neue Bereicherung an einer für das wirtschaftliche Leben besonders empfindlichen Stelle erfahren.

Um wird zwar schon in der halb offiziellen, halb nationalliberalen „Mitteleren“ die „Germ.“ vor einem „übertriebenen Mißtrauen in den gesunden Menschenverstand der Regierung“ gewarnt, weil sonst schließlich alle wirtschaftspolitische Weiterentwicklung unmöglich würde. Aber diese Argumentation rührt uns nicht im geringsten. Wir gehen ganz offen, daß wir gerade auf diesem Gebiete der preussischen Regierung mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstehen, und wir gehen sogar fort, dieses Mißtrauen als sehr gesund zu bezeichnen. Es fällt uns gar nicht ein, weil irgend ein Hoffentlich befürchtet, die Regierung werde schon keine Dummheiten machen, deshalb nun plötzlich ein Vertrauen heucheln zu wollen, das wir beim besten Willen nicht aufbringen können.

Eine einfache Erwägung muß doch auch jedem denkenden Menschen zeigen, daß die Winterwirkung des Antrages von Zehnhoff auf die rentierten agrarischen Kanalgegner ganz unverfänglich wäre, wenn sie von dem Schlepptomopol nicht eine Unterbrechung ihrer verheißungsvollen Tendenzen erzwänge. Der Weltfälscher Bauernverein hat dem auch schon verlangt, daß die Abgaben für Kanalfrachten so hoch bemessen werden, daß durch die Einführung ausländischer Produkte die Preise für die Erzeugnisse der heimischen Land- und Forstwirtschaft nicht wesentlich beeinträchtigt werden, und es erweist das Monopol bezüglich des Transportes auf den Kanälen vielleicht als ein geeignetes Mittel, dies zu erreichen.

Es kann gar kein Zweifel sein, daß das Schlepptomopol, ganz abgesehen von seiner gegen die private Erwerbstätigkeit gerichteten Spitze, den Kanal zu seiner eigentlichen Bestimmung untauglich machen soll. Das fällt man auch in nationalliberalen Kreisen recht gut; deshalb fordert man, daß bei der Annahme des von Zehnhoff angelegten Kanals ein Wort bei der Festlegung der Tarife mitzusprechen habe, aber dies ist gewiß nicht zu verlangen. Ja, wenn bei der Landtag eine wirkliche Volksvertretung wäre, dann könnte man von einer Mitwirkung des Landtages eine Minderung

der bei der Regierung herrschenden fiskalischen und agrarischen Tendenzen erhoffen. Aber das Dreiklassenabgeordnetenhaus steht ja völlig unter der agrarischen Fuchel. Seine Mitwirkung böte also nicht die geringste Gewähr für eine gerechtere Festlegung der Tarife.

Wenn sich trotzdem in nationalliberalen Kreisen schon wieder die Meinung zeigt, dem Kanalideal zu Liebe auch das staatliche Schlepptomopol zu schließen, so mag man das mit den Worten begründen: Ich stieh, um öfter noch zu streiten. Lessing überseht das bekanntlich: Ich stieh, um öfter noch zu stieh'n.

• In Sachsen wieder alles beim alten. Ein Privat-Telegramm aus Dresden bestätigt uns, daß Minister v. Weyß nach früher beabsichtigt hat, beim Tode des Königs Georg zurückzutreten, aber hiervon jetzt zurückgenommen ist. Der Rücktritt des Finanzministers Rüge erachtet in Dresden niemand, der die Beziehungen und Personen kennt, ebensowenig ist an einen Systemwechsel zu denken.

• Der Rücktritt des bayerischen Finanzministers Freiherrn v. Nibel wurde vom Prinzregenten in einem äußerst huldvollen Handbrieftatung genehmigt. Da Freiherr v. Nibel bereits alle bayerischen Anweisungen befolgt, so übernahm ihm der Prinzregent einen sibirischen Zafelauflauf. Mit der interimistischen Führung der Geschäfte des Finanzministeriums wurde Staatsrat v. May beauftragt.

Die künstliche Züchtung, die das Genossenschaftswesen.

insbesondere das ländliche, während des jüngsten Jahres, namentlich durch die Tätigkeit der Central-Genossenschafts-Kasse erfahren hat, ist bereits in einer ganzen Anzahl unerschütterlicher Erscheinungen zu Tage getreten. Eine Reihe solcher auf künstliche Mittel gestützter Genossenschaften hat es nur zu einem kümmerlichen Dasein gebracht; manche sind auch völlig zerfallen. Eine andere Seite zeigt, daß diese Art von Genossenschaftswesen aufstrebend hat, macht sich nimmer der Central-Genossenschafts-Kasse sehr fühlbar. All die Summen, die von diesem Institut den mit ihm in Verbindung stehenden Organisationen zur Verfügung gestellt worden sind, und die bald zu einer bedeutenden Erhöhung des Kapitals der Preussische Kasse geführt haben, all das hat für die Ausprägung der Genossenschaften nicht ungünstig gewirkt. Der Hauptteil ist mit dem Central-Genossenschafts-Kasse auch mit ihrem vergrößerten Kapital nicht mehr zu genügen vermochte.

Das hat nun eine Reihe von Genossenschaften und Verbänden die bis dahin ihr Kreditbedürfnis bei der Centralkasse befriedigten, dazu veranlaßt, sich die Mittel, die ihnen von dieser Seite nicht mehr genügt wurden, von anderen Stellen aus Grundbesitz derselben zusammen zu beschaffen, die bereits bei der Centralkasse befristet sind. Ja, in Darmstadt ist sogar eine eigene Landwirtschaftliche Reichsgenossenschafts-Kasse, e. G. m. b. H. gegründet worden, die es übernimmt, solche Geldbedürfnisse, die von der Preussische Kasse abgewiesen werden, zu befriedigen.

Das ist eine Entwicklung, die für die Rasse ihre ersten Bedenken hat. Denn was die Kreditwürdigkeit des Genossenschaftswesens nicht mehr zu übersehen, so hat das für die Preussische Kasse umso mehr zu bedeuten, als es Staatsgelder sind, mit denen sie arbeitet. In der „Berl. Corr.“ wird daher gegen diese Entwicklung des Kreditwesens bei den Genossenschaften ernstlich Stellung genommen und denjenigen Genossenschaften angedroht, daß ihnen unter Umständen alle die besonderen Vergünstigungen entzogen werden, die das

Institut zu gewöhnlichem Vermögen. Im besonderen aber nimmt das Regierungsorgan Stellung gegen das Darmstädter Konkurrenzinstitut, das seinen Verhältnissen nach zwar garnicht in der Lage ist, in umfangreichem Maßstabe Kredite zu gewähren, indes trotzdem und besonders mit seinen tönenden Namen Schaden anrichten könnte. Genossenschaften, die einen Geschäftsvorschlag mit der Darmstädter Reichsgenossenschaftsbank pflegen, wird von der Preussische Kasse zum 1. Januar 1905 gekündigt.

Diese ganze Entwicklung des künstlich gezüchteten Genossenschaftswesens zeigt, daß auch hier das Wort gilt: Ce n'est que le premier pas qui coûte. Oder nein, die Kosten des künstlichen Genossenschaftswesens wachsen immer weiter an. So viel schuld daran nun auch die Institution der Preussischen Central-Genossenschafts-Kasse hat, ist es immerhin anzuerkennen, daß sie einem weiteren Lichtwerfen der damit verbundenen Mißstände vorzugehen nicht, wenigstens soweit das möglich ist. Ob sie gründliche Abhilfe zu schaffen vermöge, steht allerdings dahin. Denn die Schäden liegen in dem System selbst, dem die Central-Genossenschafts-Kasse ihr Entstehen und Bestehen zu verdanken hat.

• Als eines der wichtigsten Kulturprobleme der Gegenwart bezeichnet Prof. v. Sittig gestern in einer vom Verein junger Kaufleute veranstalteten Versammlung die Reform der Strafgesetze. Ueber die Frage, was am heutigen Strafrecht zu beseitigen sei, und welche Reformen angestrebt werden müßten, äußerte sich der Redner dahin:

Es gilt nicht sein Bewußtsein, die Bestrafung ist bedenklich, die Gegenüberstellung der Parteien erfolgt nicht u. s. w. Bei der Bestrafung der Hauptverurteilung betrifft der Angeklagte schon als Schuldiger den Gerichtssaal. Die ganze Verhandlung steht an den Protokollen der Voruntersuchung. Die Hauptverhandlung, die eine vollständig neue Verhandlung sein soll, ist in erster Linie eine Uebersetzung des vorhandenen Untersuchungsmaterials. Ich selber habe schon an und für sich mangelhaft, so läßt seine Handhabung durch die Richter auch noch viel zu wünschen übrig. Dazu kommt, daß beim Strafvolk jeder leitende im eigenen Interesse. Alle sozialpolitischen Maßnahmen, die in gar keinem Verhältnis zu dem begangenen Verbrechen haben wir eine Leiche für die von Jahr zu Jahr freigegeben Kriminalität im deutschen Reich. Nach der Statistik wurden im letzten Jahre über 500.000 Menschen im deutschen Reich verurteilt. Die Straftatbestände steigen von Jahr zu Jahr. Die Kriminalität steigt von Jahr zu Jahr, und hierin zeigt sich der Wertverlust des Strafrechts. Der Kampf gegen die Kriminalität muß an der Wurzel ansetzen. Alle sozialpolitischen Maßnahmen, die gegen die Gefährten und gegen die vermindert Verursachenden gefaßt werden. Was den Strafprozeß betrifft, so ist die konsequente Durchführung der Schöffengerichte anzustreben, weil bei dieser Gerichtshilfe der Schöffe Volkswirtschaftler werden, die der Individualität des einzelnen Straftäters oder genauer gesagt nur der Richter ist, der zwar über die Schuldfragen zu entscheiden, aber bei der Bestimmung der Strafe nicht zu helfen hat. Die Verlangen eines Strafprozeß, der den Besten der Sache dienlich ist, ist es, wenn die Besten der Sache dienlich sind, die der Individualität des einzelnen Straftäters bedient wird. Augenblicklich wird nun durch eine große Kommission eine Reform des Strafgesetzbuchs vorbereitet, wenn möglich unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Nach welcher Richtung dort gearbeitet wird, weiß man nicht. Fortschritt ist in fünfzehn bis zwanzig Jahren so weit, daß die Währungsverhältnisse der Öffentlichkeit übergeben werden können.

Vielleicht tragen diese Ausführungen unseres berühmten Kriminalisten dazu bei, die Reform der Strafgesetze zu beschleunigen.

Hus den Konzerten.

Dr. Leopold Schmidt.

Seitdem die Zahl der Konzerte ins Unermeßliche gestiegen, hat sich ganz von selbst eine Differenzierung in den Anforderungen eingestellt, die uns die Liebhaber erleichtert. Früher genigte es, wenn Herr oder Frau so und so ein „Konzert“ anzeigten; heute haben wir die Klavier-, Vieler- und Kammermusikabende, die Symphonie- und Kompositionenabende und zu meiner steten Freude auch die „Populären“, in denen gewöhnlich die schwerste und intimste Musik zu ansehnlichen Preisen gemacht wird. Das sind Schutz- und Unterscheidungsmerkmale, die jede geschäftliche Konkurrenz der Waxe anheftet. Seit gestern sind wir wieder um eine Kategorie reicher. Als ich die Philharmonie aufsuchte, wo der erste „Kammerabend“ stattfinden sollte, konnte ich mir die neue Nüance nicht recht erklären. Hier war offenbar ein Absicht ausgefallen, denn als Künstler sollen doch wohl auch die anderen Konzertgeber gelten. Als ich den Saal verließ, war ich aufgeschaltet. Offen gesagt, nicht durch die Leistungen selber, aber eine gute Freundin, die dem Unternehmen zufällig nahe steht, hatte es mit mir zu versehen, insofern sollte hierorts unbekannte Künstler eingeführt werden und zwar solche, die anders nicht Gelegenheit hätten, ein Orchester und eine Stätte wie die Philharmonie zu ihrer Verfügung zu sehen. Das letztere ist die Hauptsache. Denn Neues bekanntzumachen, ist ja auch sonst der Zweck aller Konzertveranstaltungen, aber die Unterhaltung, das ethische Moment — das ist's! Ich füge die Idee ausgedrückt. Es wäre nun zu wünschen, daß die Veranstalter dieser Abende noch einen Schritt weiter gingen und nicht bei den ausübenden Musikern stehen blieben, sondern sich ebenso freundlich der noch unbekannteren Komponisten erinnerten. Es gibt ihrer so

viele, denen es nicht an Manuskripten, wohl aber an den Mitteln fehlt, sie erklingen zu machen. Dies dankbar würden sie denen sein, die ihnen ab und zu ein Orchester zur Verfügung stellen!

Ich finde die Idee ausgezeichnet. Freilich für ihre Durchführung hängt alles davon ab, ob die geplante Veranstaltung auch wirklich Wichtigen zu teil wird. Schließlich sind ja die Konzerte zum Vergnügen oder zur Erhaltung des Wohlstands da. Für den ersten Abend war nun leider keine glückliche Wahl getroffen worden. Von den Schwestern Emilie und Gabrielle v. Christman, fälschlich russischen Hofopernsängerinnen, halte ich in vorans Wunderdinge berichtet, und da sie den Kolovratregelung zum Fraße erwähnt, war man berechtigt, virtuellen Leistungen zu erwarten. Ich habe weder technische Meisterhaftigkeit noch besonderer charme entdecken können. Gabrielle, die Delibes' „Glückseligkeit“ „Kamé“ sang, hat die besseren stimmlichen Qualitäten; Emilie zeigte in der „Lucia“-Szene etwas mehr Innlichkeit. Aber in der Höhe liegen beide Stimmen schwach, der Triller ist schlecht, und vor allem sind der Ansatz nicht präzis und die Intonation oft schwankend. Zur Einzelheiten gelangen wahrhaft, und dem Zuhörer verleiht einzig die gleiche Schule eine gewisse künstlerische Einseitigkeit. Von den Texten war kein Wort zu verstehen, insofern ich nicht erraten konnte, welcher Nationalität zwei auf fremdsprachlichen Weisfall zugegebene Wieder angehören mochten.

Da der vofale Teil des Programms den gehegten Erwartungen wenig entsprach, war man um so gespannter auf den jungen Geiger Jaroslava Kocian. Er kam und spielte Bagatellen D. ar. Konzert mit so ausdruckslosem Ton und so langweilig, daß es schwer war, gegen seine technische Fertigkeit nicht angesetzt zu sein. Allein auch mit der Zeit hat es einen Charakter; sie ist nämlich unelblich, aber mit bemerkenswerter Unbedenklichkeit geht Herr Kocian aber durchaus unzulängliches hinweg, als ob es

so sein müßte. Und dann diese Kadenz! Wer es fertig bringt, den Zusammenhang eines Stückes so sinnlos zu zerreißen, an dessen künstlerischem Empfinden muß man billig zweifeln. Während der Soli seine heillosen Gezeiten trieb, meinte jemand hinter mir, das Orchester sei eingeschlagen, mir aber fiel jene Anekdote aus Paris ein, wo in einer ähnlichen Situation von der Galerie herab eine Stimme gerufen haben soll: „Arrêtez-le! il est devenu fou!“ Nun, das Orchester war nicht eingeschlagen und setzte richtig wieder ein, wenn ich behaupten sollte, daß es unter Herrn Scharrer immer gut begleitet hätte, müßte ich lügen. So kontinuierlich und verständig auch der neue Dirigent selbständige Orchesterleitung leitet, in der Vielfältigkeit und Anpassungsfähigkeit, in dem sicheren Ueberberathelieben kann er es mit seinem Vorgänger Weibick vorläufig noch nicht aufnehmen.

Was dem Auftreten der fremden Künstler hatte man die Freude, einen alten Bekannten, Kasal Jugio, am Freitag erscheinen zu sehen. Das wird immer so sein: ich plaudere wieder aus der Schule meiner Freundin, der Besuch der Abende geschieht oft. Herr Jugio schien von dieser Vorspannung nicht sonderlich erregt zu sein und spielte Griegs A. moll-Konzert lange nicht so gut wie Sittig. Aber, eine als Zugabe bewilligte Kapazität von temperamentvoller Darbietung, daß die Grenze zwischen temperant, entschiedenen überstritten werden, was man „Reifen“ denn famosen, mit besonders lieben Meister bald einen wieder in einem eigenen Konzert in Ruhe und besserer Stimmung bewundern zu können. Natürlich verlegnete sich sein imponierendes Können auch gestern nicht und machte wie immer auf die Zuhörerschaft einen unmittelbar stäubenden Eindruck.

Aus der vergangenen Woche, in der ich mehrfach durch